

# Erinnerungen eines Dalmazi- und Marzilibuben aus dem Ende der Siebenzigerjahre des vorigen Jahrhunderts

Autor(en): **R.L.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 7

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636053>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Jedenfalls mußte er ihr dafür danken, daß sie den Knaben Heinrich so großherzig aus der Armut und Verderbnis der Schusterstube in ihre lichte Welt hineingezogen hatte. Auch seinem Freund Zeuster. Ohne ihn hätte Tilla Scheck nie um den Jungen erfahren.

Schon in den nächsten Tagen reiste er nach Billingen.

Ein linder Sommerabend fiel mit roten Tönen in die dunkeln Tannen. Da schritt neben ihm in Natürlichkeit Frau Tilla, die liebliche Schwarzwälderin mit den strahlenden, blauen Augen, der Schillernase und dem Mehrgewind der dunkelblonden Zöpfe. Ihr Ausdruck war wohl gereifter, aber ihr Wesen so frisch und unmittelbar wie in Santa Maria, ihre Stimme von jenem Wohlklang, der von selber an irgend ein schönes Lied erinnerte.

Die Nacht kroch zwischen den Stämmen des Forstes hervor. Und die beiden einsamen Menschen sprachen noch von Doia.

Da legte Heinrich seinen Arm in den seiner Begleiterin. „Verehrte, liebe Frau Tilla“, sagte er, „was habe ich um Doia gelitten! Es gibt aber einen Herzenszauber, der stärker ist als die Wunden der Fremde — Heimat! — Du sei meine Heimat, Tilla!“ —

Sie neigte das Haupt, und fester legte sich ihr Arm in den seinen. Sie waren vor Glück so still, daß sie den leisen Nachtwind in den Wipfeln flüstern hörten und wie die dünnen Zweiglein unter den Füßen der Rehe brachen — Laute der Heimat! —

• • •

Zwei Jahre später, als kaum die Pfirsichstauden an den Hängen von Stuttgart ihre Blüten flammen ließen, unternahm Heinrich Landsiedel seine Romfahrt, die echte Romfahrt des deutschen Gelehrten.

Frau Tilla mußte daheim bleiben; sie stillte den ersten Bruder des kleinen Heinrich.

Landsiedel gehörte nicht unter diejenigen, die gähnend oder schlafend durch den Gotthard fahren. Obwohl es um Mitternacht geschah, waren seine Sinne hellwach. Er dachte an die verlorenen Augen des Mineurs Vermi, an Kaufmanns Rat: „Werden Sie kein alter Junggeselle“, und besonders lieb an seinen Freund Vater Blacidus, mit dem er einmal in den Tunnel gewandert war. Als der Zug an Airolo vorüberbrauste, stellte er sich unter das Fenster und ließ sich den Nachtwind durch die Haare fahren. Nicht lang und er sah aus dem Tal hinauf nach Altanca, das im schwachen Mondschein auf dem Berggesimse lag. Dort träumte der Sindaco in Frieden; außer seinem Grab aber war wohl jede Spur der Menschen verwischt, die auf der Höhe einander geliebt und miteinander gelitten hatten. Nicht einmal Testa war mehr im Land; er hatte das Hotel am See verkauft und sich in Taormina einer neuen Unternehmung zugewendet. Und Grimmelli? — Der hatte wohl seine Zuchthausstrafe bald herum. Wenn er wollte, konnte er seinen Weg leicht wiederfinden. Doia hatte ja in ihrer letzten Not noch für ihn gesorgt.

Und sie? — Gräber und Klöster sprechen nicht! —

Como! Die rötliche Morgenröte, die auf der Stadt lag, schmerzte Heinrich; er schloß die Augen; ihm war, er höre aus entlegensten Weiten den weiblichen Chorgesang eines Requiems; eine junge Nonne in weißem Kleid werde hinabgesenkt in die Gruft.

Gottlob, der schwerste Ort der Romfahrt lag hinter ihm.

Es ging ihm ein Gedicht durch die Seele. Was ist alles Leben mehr als ein Traum? Und wer ihn nicht zu hart träumt, der soll gegen die andern edel sein, jeder sich der unsichtbaren Macht neigen, gegenüber deren Wesen und Geheimnis alle Religionsformen nur Stammellaute unmündiger Kinder sind!

E n d e.

## Erinnerungen eines Dalmazi- und Marzilibuben aus dem Ende der Siebenzigerjahre des vorigen Jahrhunderts.

Sechzig Jahre sind es her, seitdem ich mit meinem Vater aus dem Auslande (England) nach Bern übersiedelte. Die Stadt zählte zu jener Zeit bloß wenig mehr als 40,000 Einwohner und es war denn auch deren Ausdehnung eine weit bescheidenere, als heutzutage. Da damals die beiden Hochbrücken, die Kirchenfeld- und Kornhausbrücke, noch fehlten und auch die Fertigstellung der großen Nydeckbrücke erst 33 Jahre zurücklag, so waren die jenseits der Aare gelegenen Teile der nächsten Umgebung der eigentlichen Stadt (Altenberg, Rabental, Spitalacker, Obstberg, Gryphenhübeli, Kirchenfeld und Dalmazi) entweder nur schwach, d. h. meist mit einzelstehenden Landhäusern, oder dann überhaupt noch gar nicht überbaut.

Einzig im heutigen Lorrainequartier, das seinen Namen dem J. St. zuhinterst an der jetzigen Lorrainestraße gelegenen, ursprünglich „im kleinen Wyler“ genannten, dann aber im Jahre 1705 vom damaligen Besitzer in „Lorraine“ (Lothringen) umgetauften Gut verdankt, hatte sich seit der Vollendung der Eisenbahn- und Fahrbrücke, d. h. also vom Jahre 1858 an, eine rege Bautätigkeit entfaltet.

So stand beispielsweise auf dem ganzen großen, bis zum Dählhölzli sich hinziehenden Kirchenfeld an Gebäulichkeiten damals einzig eine große Scheune mit einem sog. Dreschöpel.

Im sog. Dalmazi bestanden zu jener Zeit an Gebäuden von der Dalmazibrücke an flußaufwärts bloß: eine große Sägerei (auf dem Areal der nunmehrigen Automobilwerkstätte) mit Wohnhaus; das frühere, Mitte der Achtzigerjahre abgebrannte Fabrikgebäude der immer noch bestehenden Brennerei- und Likörfabrik Demme und Krebs; dann zuoberst am sog. Dalmazirain ein zu jener Zeit noch nicht lange stehendes Mehrfamilienhaus; diesem über die Straße direkt gegenüberliegend ein größeres, anfangs der Achtzigerjahre ebenfalls dem Feuer zum Opfer gefallenes Bauernhaus und weiter hinten das sog. „Römertgut“, welches zum Betriebe einer von den Stadtbernern fleißig besuchten Sommerwirtschaft diente.

Daß diese Uferstrecke, von der Brücke aufwärts bis zum sog. Knechteninsel, zu ihrer nichtbernißchen und überhaupt unschweizerischen topographischen Bezeichnung „Dalmazi“ gekommen ist, liegt darin begründet, daß in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts ein Berner, der in venetianischen Diensten in Dalmatien gestanden hatte, nach seiner Heimkehr seinem dem Marzili gegenüberliegenden Gute den Namen „Dalmatien“ gegeben hatte. Diese Bezeichnung wurde dann im neunzehnten Jahrhundert zu „Dalmazi“ abgefüßt. Ein Beweis hierfür ist der Umstand, daß im Jahre 1652 verfügt wurde, die Schießübungen mit den Kanonen müßten von der Kleinen Schanze aus gegen „Dalmatien“ abgehalten werden.

Mit der schon vor dem Jahre 1300 geläufigen topographischen Benennung des „Marzili“ hat es übrigens eine ganz ähnliche Bewandnis. Das jetzige Marzili wurde früher als Marzili oder Marzilie bezeichnet und ist dem Namen nach identisch mit dem mittelhochdeutschen Marzilie = Marseille.

Das Vorkommen dieser topographischen Bezeichnung dürfte (ähnlich wie es bei der Lorraine und dem Dalmazi gegangen ist) seinen Grund wohl darin haben, daß eine Person, welche zum damaligen Marseille in irgend einer Beziehung stand, nach Bern kam, dort unten an der Aare ein Landgut besaß und nun diesem den Namen „Marzilie“ gab, welsch letzterer in der Folge zur topographischen Bezeichnung des ganzen Quartiers, bezw. des ganzen dortigen sog. „Drittels“ wurde.

Im Jahre 1877 fanden mein Vater und ich in dem weiter oben erwähnten, zu oberst am Dalmazirain noch heute stehenden Mehrfamilienhaus bei einem schon zu jener Zeit und dann noch lange Jahre hindurch bekannten und namentlich in der bernischen Sängerkunst geschätzten Pädagogen L., Bruder meines Vaters, gastfreundliche Aufnahme für die Zeit eines Jahres,

nach dessen Ablauf die übrige, vorläufig im Ausland (England) belassene Familie nachkommen sollte.

So bildete denn das Dalmazi mit seinem langgestreckten Mareufer und dem darüber liegenden Kirchenfeld den Tummelplatz für mich und meine damals ebenfalls dort drüben hausenden, ungefähr gleichaltrigen Spielkameraden im ersten Jahre nach meiner Wohnsitznahme in Bern.

Wie mir noch gut erinnerlich ist, war in der ersten Zeit die Abwicklung des Verkehrs zwischen mir und meinen Gespielen mit etwelchen Schwierigkeiten verbunden; denn ich junger Brittschweizer konnte noch nicht Deutsch, meinen Kameraden aber, war, anstatt des richtigen Englisch, nur das sog. Mattenenglisch geläufig, mit dem wir nicht „3 Schlag“ kamen, wie es auf Berndeutsch heißt.

Wie oft sind wir in der Sägerei oder „Sagi“ auf den zu Brettern zu schneidenden Baumstämmen oder „Trämlen“ unerlaubterweise mitgeritten bis in die Nähe des dräuenden, durch das Wasser des vom Knechteninseli herkommenden Fabrikkanals in Bewegung gesetzten Sägeblattes. Wie oft an schönen Spätsommer- oder Herbsttagen haben wir in der Tenne der mitten auf dem Kirchenfeld stehenden Scheune, auf dem sog. „Göpel“, wie in einem Karussell sitzend, ringsumfahren dürfen.

Das große Ereignis für uns Buben war aber der große „Heuet“ auf dem Kirchenfeld, zu welchem eine größere Anzahl Strafgefangene (Schallenwerter) unter Aufsicht eines mit einer Doppelflinte bewehrten Aufsehers anrückten.

Es ist mir noch in bester Erinnerung, wie wir uns dann in der Zehnminutenpause im Kreise dieser Aushilfsheuer, worunter sich wohl kaum Schwerverbrecher befunden haben dürften, lagerten und gemeinsam mit ihnen am dargereichten Imbiß gütlich taten.

Im darauffolgenden Jahre 1878 bezogen mein Vater und ich mit unseren inzwischen nachgekommenen übrigen Familiengliedern eine Wohnung auf der andern Seite der Mare in dem damals noch nicht lange stehenden, „Marzilihof“ genannten, Häuserblock.

Dieser letztere, sowie die in der Nähe liegenden weiteren Wohnhäuser waren zumeist mit ziemlich kinderreichen Familien „belegt“. Es gebrach dem Marziliquartier in jener Zeit denn auch nicht an „Betrieb“ aller Art, der jedoch nicht durchwegs den Beifall der respektiven Eltern fand.

Direkt vor dem Marzilihof lag die sog. Floßlände; hier legten die vom Oberland die Mare hinunterkommenden, für den Platz Bern bestimmten Floße an, um allda auseinandergenommen und stamm- und trämelweise auf der Lände aufgestapelt zu werden.

Wie würzig war im Sommer jeweilen der Harzgeruch dieser zu Fall gekommenen Riesen des Bergwaldes, auf denen wir Kinder munter herumturtelten und, soweit die Hände und die Kleider in Frage standen, kein „fleckendes“ Dasein führten.

Die Kinder der Bewohner des Matte-Quartiers hatten zufolge eines stillschweigenden Uebereinkommens mit den Floßholzhändlern oder was weiß ich, die Erlaubnis, sich mit Hammer und Meißel (die Sichel hätte in diesem Falle nichts getaugt) bewehrt auf der Lände einzufinden und die dort aufgestapelten Stämme ihrer Rinde zu berauben, um diese alsdann als Brennmaterial heimzunehmen.

Es sei hier daran erinnert, daß im damaligen Bern bis weit in die Achtzigerjahre hinein die Buben der verschiedenen Stadtschulen und der verschiedenen Stadtquartiere sich gegen einander immer mehr oder weniger auf dem Kriegsfuß befanden. So denn auch die Marzilububen und die auf der Lände sich an den Trämlen nützlich machenden „Mattegieler“, und manch ein Held verzog sich in jenen bewegten Tagen heulend nach Hause zu Müttern, um sich den etwas zu Schaden gekommenen „Boli“ (Kopf) pflegen und verbinden zu lassen.

Diesem ewigen Kriegszustand war es denn auch zuzuschreiben, daß, wenn sich Knaben anderer Quartiere und Stadtteile nach der Matte begeben mußten, um dort das nötige Laubfägelholz zu holen, welches, glaube ich, damals nur dort bei Vater Bischhausen erhältlich war, sie sich immer zu kleinen Trupps zusammantun mußten, um sich aus der Matte möglichst heil wieder heimzufinden. Diese „Handelserpeditionen“ nach der Matte gingen denn auch nie ohne ein lebhaftes Geplänkel ab und fanden immer nur unter Rückzugsdeckung statt.

Wie der Jungmannschaft der Matte, so wurde auch den Marzilububen das Wasser der Mare zum zweiten Lebenselement. Lag doch das alte sog. „Bubenseeli“ direkt oberhalb der Lände. Freilich handelte es sich zu jener Zeit um eine gar primitive Badanstalt, in welcher die Kleider und Unterkleider entweder, soweit Platz vorhanden war, auf die roh gezimmerten und von Regen und Sonne hart hergenommenen Bänke abgelegt oder dann an die Weidenbäume und Zäune gehängt werden mußten.

Das damalige Bubenseeli erstreckte sich flußabwärts nur etwa bis zum heutigen untersten Brückchen der derzeitigen Badanstalt, wo ein großer Rechen mit Lauffteg den Flußarm abschloß. Immerhin wurde schon damals beim Schulbaden von der ältern Garde auch in der offenen Mare geschwommen und sogar vom Geländer der im Laufe der Siebzigerjahre erstellten Dalmazibrücke aus Kopfsprünge geübt.

Direkt gegenüber der Lände im Dalmazi befand sich der noch jetzt bestehende, von der Firma Lückinger zum Einlagern von Eiern benutzte, weit in die Molasseschicht hineinreichende Keller.

Ueber dem Keller befand sich zu jener Zeit eine natürliche Felsterrasse, die je einmal im Jahre einem patriotischen Zwecke zu dienen hatte.

Damals wurde nämlich in Bern nicht etwa der 1. August gefeiert, sondern der 25. Juli (der Jakobstag), an welchem Tage im Jahre 1712 im zweiten Billmergerkriege die Berner über die Truppen der katholischen Orte den Sieg davongetragen hatten. Auf diesen Tag hin zog die Jungmannschaft des Marzili gemeinsam aus, bettete bei den Quartierbewohnern Geld und Brennmaterial zusammen, schichtete letzteres auf der erwähnten Terrasse hoch auf, um es dann am bewußten Tage zur patriotischen Erhebung in Feuer aufgehen zu lassen; bei gleicher Gelegenheit wurde dann jeweilen auch das aus dem zusammengebettelten Gelde erstandene Feuerwerk abgebrannt.

Daß es auch zu jener Zeit auf dem Schulwege nicht ohne Schabernack aller Art abging, braucht nicht erst gesagt zu werden. Die alten verwitterten, der heißen Sonne ausgefetzten Sandsteinmauern am Münzrain, die zum damals noch stehenden Inselspital hinanstrebten, waren ein eigentliches Dorado für das grünschillernde Eidechsenvolk, auf welches männiglich Jagd machte und das man in gelochten Kartonschachteln (nicht gerade zur Freude der Eltern) als Beute nach Hause brachte.

Oder dann verspätete man sich auf dem Wege zu und von der Schule bei der alten Münze, wo man voller Interesse durch die Eisengitter zuschauen konnte, wie die schweizerischen Münzen aller Art entstanden und gleißend den Maschinen entströmten.

Ein künstlerischer Hochgenuß war es auch für uns Buben, wenn wir ab und zu an schönen Sommerabenden unter Obhut von Vater oder Mutter auf die Bundesterrasse hinaufpilgern durften, um dort, auf dem Mäuerchen sitzend, dem Abendkonzert des damals mengenmäßig noch ziemlich bescheidenen Stadtorchesters im Garten des alten Casinos zu lauschen.

Alles tempi passati, an die man aber, je weiter man in die Jahre kommt, mit einer gehörigen Dosis Wehmut zurückdenkt, auch wenn das jetzige Bern der Jungmannschaft in mancherlei Hinsicht selbstverständlich viel mehr zu bieten vermag.

R. L.